

## „Ich war zu Gast und habe hier gewohnt“

Georg Schneider zum Gedenken

„Ich war zu Gast und habe hier gewohnt,  
Ein Brunnen hat sein Lied versont,  
Ich mußte gehen,  
Ich hab die kleine süßherzige Stadt  
im Lichte nie geseht“.

So endet das Gedicht  
„In einer kleinen Stadt“  
aus dem Band „Atem der Jahre“  
(Langen-Müller Verlag)  
von Georg Schneider.

Fauf Utafe



Der Bundesfreund und Mitarbeiter unserer Zeitschrift ist am 23. November 1972 in seinem Wohnort München verstorben. Zufällig seines 70. Geburtstages brachten wir in Heft 472 eine Würdigung seiner Person und seines literarischen Schaffens. Im Juli 1972 verließ ihm die Akademie der Schönen Künste in München ihre Ehrenmitgliedschaft. Viel zu früh nach diesen Ehrungen müssen wir von seinem Hinscheiden Kunde gehen. Georg Schneiders inhaltliches Dasein ist erloschen; was er uns jedoch in seinen Büchern hinterließ, seine Gedichte und Gedanken, werden noch lange weiterwirken.

Anfang der dreißiger Jahre fand ich als Fünfeinhalbjähriger auf einem Dachboden beim Wegräumen von Altpapier ein schmales, vergilbtes Büchlein mit verstellförmigen Gedichthandschriften. Auf der ersten Seite stand: „O Mitter – wundersüß! Aus den Liedern eines Sechzehnjährigen von Georg Schneider“ und darunter: „Seiner Majestät, dem König Ferdinand I. von Bulgarien widmete ich dieses Büchlein. – Coburg 1921“. In jenem Jahr zählte der „Sechzehnjährige“ neunzehn Jahre, und als ich das Büchlein fand, war er ein Dreißiger. Sein Name war mir unbekannt, aber dennoch ließ ich das Gefundene nicht beim Altpapier. Die „Mittellieder“ sagten mir, dem Fünfeinhalbjährigen, wahrscheinlich mehr, als sie dem damals dreißigjährigen Verfasser noch bedeuten haben mochten. Fünf Jahre später erwarb ich Gelegenheit, den König aus Coburgischem Hause, dem dieses Büchlein gewidmet war, ganz zufällig persönlich zu sehen. Auf dem Coburger Schloßplatz unter dem Zuschauern einer Freilichtaufführung von Carl Zeller „Vogelhändler“.

1946 erst begrasste mit Georg Schneiders Name wieder. Es war in einer Regensburg Buchhandlung, wo ich den damals erschienenen Sonettband „Nur wer in Flammen steht“ erstand. Mit dem Namen war plötzlich auch wieder die gedankliche Verbindung zu dem mehr als zehn Jahre zurückliegenden Dachbodenfund hergestellt. Fünfzehn Jahre später erst, 1961, stand ich Georg Schneider im Klosterbräu zu Brauch persönlich gegenüber. Zu ihm Sonetten kamen weitere Bücher aus seiner Feder: Nachdichtungen aus dem Christlichen und Französischen, Shakespeare-Übersetzungen aus dem Englischen, die Lyrikdialekte „Die Fensterrose“, „Atem der Jahre“, „Am Grenzstein“ und „Signaturer“, der zeitvolle Pflanzroman „Minsell Prünelle“, der sogar einige monatliche Jugendhefte mehrmal den Zeigefinger erhoben ließ. Ein weiterer Roman „Der Schönertrag“ und das Heftbuch „Einladung nach Südstraf“ fügten sich in die Reihe der Veröffentlichungen ein; ganz abgesehen von den vielen Beiträgen in namhaften Zeitschriften und Zeitungen des In- und Auslandes. Der Überscher Beggrüßung folgten weitere in Würzburg, Nürnberg und München. Von der Schwabinger Wohnung aus war es nicht weit zu einem angenehmen Spaziergang durch den Englischen Garten. Dort lernten wir den Weisen des „Alten Kauselle“, das er in einem seiner Gedächtnisbegrüßungen hat, und im Weitergehen traf er plötzlich auf einen zufällig in München weilenden alten Freund aus den USA. Immer gab es Begrüßungen, immer gab es Gesprächsle.

Georg Schneider, am 2. April 1902 in Coburg geboren, wurde Lehrer und war viele Jahre in München ansässig, wo er als Rektor der Schwabinger Simeon-Schule seine pädagogische Laufbahn beendete. Im „Dritten Reich“ hatte er Schreibverbot. Nach dem Kriege war er Mitglied der Verfassungskommission Landesversammlung und des Bayerischen Landtags. Man berief ihn in den PEN-Club und zeichnete ihn 1965 mit der Dostojewsky-Medaille „für Verdienste um die fränkische Dichtung“ aus. Dr. Kurt Scherger vom Bayerischen Rundfunk, der ihn in den beliebten Wochensendungen wiederholt als seinen Freund bezeichnete, sagte einmal „Man spürt, daß hier einer zur Feder greift, der den Klang der Welt nach vernimmt und in stunde ist, ihn als ein Begriffenes weiterzugeben“. Dem „Klang der Welt“ hat Georg Schneider in schöner Sprache Ausdruck verliehen. Ihm hat er hingebungsvoll gefascht und „Gottes weiße Trübsal geräumt“. – „Sieben Töne spielt der Hirsenkorn / Auf der Höhe, wie sich'n nie vergift / Das ist alles, alles, was ich habe ....“ / Und er ahnt nicht, daß es Gottes Weise ist“.

Diese Zeilen aus dem Gedicht „Götterspur“ („Am Grenzstein“, Langen/Müller Verlag) sind wie alle seine Werke Lieder eines Begriffenen, auch die „Minnelieder eines Selbstschneiders“.

Abschließend sei der Band „Nur wer in Flammen steht“, der mir nach dem Kriege erste Kunde von dem Dichter Georg Schneider gebracht hat, nochmals zur Hand genommen. Das Sonett „Dies ist der Friede“ verklingt in dem Versen:

„Und wieder taucht der Mund die goldnen Rader schwer  
Im Meer der Nacht, die Silberwelle über  
Dassels Nefelganz, das mir dem Fluß verhängt,  
Da lecht vom andern Strand der Fährmann her ...  
Verstund mein Ob' dem Ruf? Der Nachen Meer,  
Das ist der Friede, das ich suchen ging.“

## Figürliches Fastnachtsgebäck früherer Zeiten

*Die daragehörigen Teigmodelle  
sind heute Teilenspendlichkeiten der Holzmännern*

Weiterverbreitete Fastnachtsbäckereien im Unterfranken ist seit alters her Krapfen – der liebe vollrunde und der ausgelegene kranzige, beide aus Hefeteig zubereitet, in verschiedenen Fein herausgegeben und hernach mit Puderzucker (Staubzucker) bestäubt. Vor etwas mehr als hundert Jahren haben die Zuckerbäcker, die Nachfahren der Lebkücher, Lebküchler oder Heringkuchensbäcker, außerdem ein figürliches Gebäck in Mode gebracht, das sich seiner launigen Bildung zufolge gut einführte und bis zum ersten Weltkrieg großer Beliebtheit erfreute.

Dieses figürliche Gebäck war, wie von ihrem Leuten auch erfahren werden kann, in den unterfränkischen Stächen, kleinen Landstädtchen und Marktflecken

